



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Denicke, Harry: Die deutschen Kolonisationsbestrebungen in Ostafrika :
(Schluß.)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

wohlwollen, sie kann ihm, wie bisher, in allen billigen Verlangen sich dienstbereit erzeigen, sie hat es aber nicht nötig, um seine Gönnerschaft mit Opfern zu werben, schon weil diese seine Gunst, stets unzuverlässig, gerade in der letzten Zeit besonders wenig Vertrauen beanspruchen konnte.

Von diesem Standpunkte aus betrachteten wir bisher das ganze Kopferbrechen über die Frage, ob der in Kopenhagen zum Besuche weilende Zar auf seiner Rückreise mit unserm Kaiser eine Zusammenkunft haben werde. Von ihm aus urteilen wir auch jetzt, wo die Frage bejaht wurde und die Begegnung der beiden Monarchen stattgefunden hat. Wir haben die fieberhafte Sehnsucht nach dem Erscheinen Alexanders des Dritten in Stettin und das Grübeln der Tagesblätter, ob er wirklich kommen werde oder nicht, nur in sehr mäßigem Grade geteilt. Die Sache schien uns mehr für Börsenmänner und Aktienbesitzer von Bedeutung, und es kam uns vor, als ob man dem berechtigten Selbstgefühl der deutschen Nation etwas vergäbe und an ihrer Würde sich versündigte, wenn man mit Eifer jenes Zusammentreffen herbei wünschte und, als es einige Wochen unterblieb, in Klagen ausbrach. Kaltblütigkeit, wenn auch nicht gerade Gleichgültigkeit war unsrer Ansicht nach die einzige Empfindung, welche hier am Orte war. Und so denken wir auch jetzt noch. Der Besuch des Zaren in Berlin ist kein Ereignis, am wenigsten ein Ereignis ersten Ranges, und es ist unwürdig und zugleich unklug, ihn als solches zu bejubeln, unklug, weil eben alles Russische Rauch ist, „Rauch und Dunst, nichts weiter“, oder doch nicht sehr viel mehr.



Die deutschen Kolonisationsbestrebungen in Ostafrika.

Von Harry Denicke.

(Schluß.)

Jeder, der in die innere Geschichte und das persönliche Getriebe der ostafrikanischen Gesellschaft einen Einblick gethan hat, weiß: ohne Peters hätten wir Ostafrika überhaupt nicht, und ohne seine weitere Thätigkeit wären vermutlich auch die ersten Gebietserrungenschaften dort wieder zerronnen oder doch sicherlich nicht zu dem großartigen Umfange emporgewachsen, den das Londoner Protokoll aufweist. Dabei erwäge und würdige man die außerordentlich erschwerenden Umstände, unter denen er sein Unternehmen anfang und fortführte. Er war kein Großkaufmann oder reicher Bankier, auch nicht der Erbe eines volltönenden

ahnereichen Namens, sondern ein schlichter niederdeutscher Pfarrerssohn, eben aus England, wo er bei Verwandten gelebt und seine gelehrte Bildung ergänzt hatte, nach der Heimat zurückgekehrt, um sich hier der philosophischen Dozentenlaufbahn, zu der er nach Ausweis mehrerer Veröffentlichungen alles Zeug hatte, zu widmen. Aber mit dämonischer Gewalt packen ihn die kolonialpolitischen Ideen, die vor drei Jahren in nicht wenigen Kreisen unsers Volkes nach Klarheit und Wirklichkeit ringend gährten, und noch blendet ihn das Licht kolonialer Riesengröße, das ihn in England umgab. Da stellt seinem unruhig nach Bethätigung drängenden Willen sein heller Verstand, der in den Kern der Sache drang und nicht in umständlichen, kostbare Kraft und Zeit vergeudenden Theorien schwelgte, mit ein ein größeres Lebensziel vor als dies, schwankenden metaphysischen Spekulationen in unsrer von der Notdurst des Lebens so schwergedrückten Zeit nachzuhängen: er will durch eine entscheidende That den gordischen Knoten unsrer behaglich einhererschleichenden, rein theoretischen Kolonialbewegung durchhauen helfen, will eine wirkliche, lebensfähige Kolonie irgendwo gründen, und sollte er darüber zu Grunde gehen. Ein Anhang war zunächst das nötigste: er fand ihn in hochherzigen und, was nicht minder wert war, in wohlhabenden Männern, deren Zahl sich bei der rührigen, mit allen Hebeln betriebenen Agitation beständig und bald zufriedenstellend mehrte. Durch Ausgabe von Anteilscheinen à fonds perdu in größern und kleinern Beträgen brachte man ein kleines, aber vorläufig notdürftig ausreichendes Kapital zusammen, allen Anfeindungen und Spöttereien zum Trotz, die, teils redlich, teils unredlich gemeint, bald von unehrlichem Gründerschwindel, bald von unreifer Abenteuerlust fabelten. Als Kolonialobjekt konnte Afrika allein in Frage kommen: ein nicht genug zu schätzendes Glück, daß die Beteiligten noch in letzter Stunde den bisherigen Plan einer Fußfassung im innern Westafrika Peters' Antrage zufolge in das gewagtere, aber auch ungleich aussichtsvollere Ostprojekt umwandelten. So trat denn nach kaum halbjährigem Bestehen die kleine Gesellschaft (Peters mit seinen beiden Begleitern, Dr. C. Sühle und Graf Pfeil) ihren friedlichen Eroberungszug an. Das Geheimnis seines erfolgreichen Verlaufes lag vorzugsweise in seiner Schnelligkeit und Geheimhaltung. Hätten Peters und seine Gefährten üblicherweise in Sansibar ihre Expedition ausgerüstet, was umso näher lag, als ihnen nur eine sehr unzureichende Kenntnis der Landesverhältnisse beizubringen, oder hätten sie unzeitig Geschrei gemacht von ihrem Vorhaben, ihr Versuch wäre kläglich gescheitert. In Sansibar wartete gleichzeitig eine belgische und eine englische Expedition, beide in umfänglicher Ausrüstung herkömmlichen Stils begriffen, beide auf ähnliche Ziele gerichtet. Eine auf dem Festlande wütende Hungersnot schreckte vom Ausbruch immer wieder zurück, und die deutsche Expedition fand Zeit, ihnen in höchst gewagter, aber auch höchst geglückter Weise zuvorzukommen. Der Erfolg ist noch immer der beste Richter in solchen Dingen gewesen. Die Schwierigkeiten im Innern waren

kleiner, als man erwartete; namentlich mußte die rasche Bereitwilligkeit der Häuptlinge zu Landabtretungen freudig überraschen. Alles ging glatt bis auf die Rückkehr, die der fast tollkühn in Angriff genommenen Expedition einen Zug heldenmütigen Leidens und Mutharrens beimischt. Das Ziel aber war erreicht: die Expedition hatte in wenig Wochen wohlbegründete deutsche Interessen im Osten Afrikas geschaffen, und die Erfüllung eines zweiten wesentlichen Erfordernisses für ihren Bestand, die Sicherstellung des Erworbenen durch die Schutzklärung des Reiches, ließ nur überraschend kurze Zeit auf sich warten. Der erste „Schutzbrief“ unsrer Geschichte stellte vier Nachbarlandschaften des Sultanats von Sansibar, etwa 2000 deutsche Quadratmeilen, unter den Schutz unsers Kaisers.

Damit hatte man den schlafenden britischen Löwen geweckt, der sich nun freilich nicht nach edler Löwenart geberdete, sondern nur mit List und Tücke frühere Unterlassungssünden und Dummheiten gut zu machen suchte. Man kennt zur Genüge die „Machenschaften,“ mit denen das stolze England in Gestalt seines aus allen Himmeln geträumter künftiger Erfolge gestürzten Generalkonsuls, des Sir John Kirk, beim Sultan angeblich dessen, in Wahrheit natürlich seine eigne Sache betrieb; man weiß auch, daß sie blutige Früchte zeitigten, daß der edle Zühhke sein junges Leben lassen mußte für sein Wollen und Glauben. Der geschmeidige englische Agent fand eben nur zu geneigtes Gehör bei dem Sultan mit der aufreizenden Einflüsterung, daß die deutsche Festsetzung in seinem Hinterlande einen rohen Eingriff, wenn nicht in seinen Rechts-, so doch in seinen Machtkreis bedeute. Sein Beispiel und sein Befehl wirkten natürlich weithin auf seine schwarzen, arabischen und indischen Unterthanen, die zum Teil ohnehin Religionshaß und die Besorgnis vor Konkurrenz im Zwischenhandel zwischen den innerafrikanischen Handelsplätzen und den europäischen Firmen in Sansibar den eindringenden Deutschen entfremdete. Inzwischen folgte, von der ostafrikanischen Gesellschaft ausgesandt, der Peters dem Namen nach als Generalbevollmächtigter, im übrigen aber als Haupt und Seele des Ganzen vorstand, eine Expedition der andern, und fast jede brachte neue Vertragsbriefe über weitere große Landerwerbungen, die in der zweck- und planmäßigsten Weise betrieben wurden, nach Hause. Den fortwährenden Reibereien zwischen den Sansibaren und den Deutschen that im Sommer 1886 die bekannte Flottendemonstration, ein neuer Beweis für die Bedeutung, welche der Reichskanzler dieser Besitzergreifung beilegte, wirksamen Einhalt. Und wenn man vielfach weitergehende kriegerische Zwangsmaßregeln erwartete, so zeigte sich bald, wie weise und sicher zum Ziele führend gerade die immer wieder verträgliche Haltung der deutschen Reichsregierung war: sie vertraute mit Recht der Macht der Zeit und dem nachhaltig wachsenden Eindrucke der deutschen Erfolge und nahm daher die begreiflichen und englischerseits genährten Wutausbrüche, soweit es irgend ging, als vergängliche Stimmungen geduldig in den Kauf. Es gelang denn auch, neben dem Abschlusse eines

nicht ungünstigen Handelsvertrages die Zustimmung des Sultans zur Ausgleichung der schwebenden Gebietsstreitigkeiten in Form eines aus einem deutschen, einem englischen und einem französischen Vertreter zusammengesetzten Schiedsgerichts zu erwirken. Dieses führte bekanntlich nach vielfachen, nicht selten gewaltsam gestörten Ortsuntersuchungen zu dem Londoner Übereinkommen vom 1. November vorigen Jahres, worin entschieden ward, daß dem Sultanat Sansibar das von der portugiesischen Grenze bis gegen den Äquator hin laufende schmale Küstenland und darüber hinaus noch einige Küstenplätze, Deutschland dagegen alles Hinterland bis hin zum Tanganika, nach Norden aber bis zu einer Linie, die, nur durch den Einschluß des Kilimandscharo gekrümmt, vom Ukereweese bis etwa zum vierten Parallelkreise in gerader Richtung verläuft, zufallen sollte. Die Zugehörigkeit des Somalilandes, wo die Vertreter der Gesellschaft gleichfalls politische Beziehungen angeknüpft hatten, blieb in der Schwebe; dagegen wurde England, das in Ermangelung wirklicher Rechtstitel doch einige moralische Berechtigung bei seinen Landansprüchen geltend machen konnte, ein breites, wohlgelegenes Zwischenstück zwischen jener deutschen Nordgrenze und dem Somalilande zugesprochen. Man sieht, wie nach allen Seiten die widerstreitenden Interessen einen gerechten Ausgleich fanden, und erkennt leicht, daß die bis dahin fehlenden Rechtsgründe einer deutschen Aneignung des bezeichneten Gebietes lediglich durch die Peterssche und die nachfolgenden Expeditionen geschaffen worden sind.

In Deutschland erfolgte nun auf dieser festen, international gesicherten Grundlage die endgiltige Begründung der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft. Man hatte sich aus Mangel an einer vom Gesetz vorgesehenen kolonialgesellschaftlichen Rechtsform bisher mit einem Notbehelf begnügen müssen und diesen darin gefunden, daß einige wenige von dem Gesamtverein gewählte Mitglieder zu einer Kommanditgenossenschaft zusammentraten und diese wieder mit dem Reste der Teilhaber gleichlautende Verträge einging, die ihnen zwar alle finanziellen Rechte sicher stellten, andererseits jedoch jeden Einfluß auf die politische und wirtschaftliche Thätigkeit jener Gesellschaft entzogen. Diese erreichte so den einzigen Zweck, den sie damit erreichen konnte und wollte: sie war auf einen Rechtsboden gestellt, von wo aus sie ihre nächsten Absichten, weitere Ausdehnung ihres überseeischen Besitzes und die ersten praktischen Einrichtungen darin, durchführen konnte. Im Vaterlande selbst aber trat nun gebieterisch die dornenvolle Aufgabe an sie heran, alte und neue Freunde zur Beschaffung weiterer Geldmittel zu gewinnen. Sie konnte nur mit dem Hinweis auf eine durchgreifende Verfassungsreform gelöst werden, die allen Beteiligten gleichmäßige Rechte gewährte und doch in sich die Bürgerschaft erfolgreichen Handelns, vornehmlich also eine kräftige Kompetenzausstattung der leitenden Gesellschaftsorgane, ermöglichte. Auch die Reichsregierung mußte die fernere Unterstützung des Unternehmens an die Reorganisation und die finanzielle Stärkung der

Gesellschaft knüpfen. Im Frühling dieses Jahres ist beides durch Annahme des neuen Statuts zum Abschluß gekommen, welches alte und zahlreiche neue Mitglieder in einer landrechtlichen Körperschaft zusammenschließt und, indem es die Entsendung von drei Vertretern der Reichsbehörde vorschreibt, zugleich ihre stetige Überwachung durch das Reich regelt und verbürgt.

Fragen wir nun, vor welche Ziele sie sich zur Zeit gestellt sieht, so wäre es ein müßiges Beginnen, ihre Gesamtaufgabe jetzt schon im einzelnen erschöpfend darlegen zu wollen. Diese Aufgabe kann ihre Lösung erst von einem langen Zeitraume erwarten und läßt sich überdies zur Zeit selbst von Eingeweihteren, als der Verfasser es ist, nicht einmal in ihren wichtigsten Teilen genau abgrenzen, da eine Gestaltung organisch aus der andern hervorzunehmen muß, und gegenwärtig noch gar nicht abzusehen ist, wie sich Land und Leute gegen die eindringenden deutschen Einflüsse verhalten werden. Das Endziel selbst aber liegt ja hell und lockend genug vor Augen. Es gilt aus einem weiten, ganz oder halb wilden Tropenlande eine fruchtbringende deutsche Kolonie zu entwickeln und ein tieffstehendes Naturvolk in geduldiger Erziehungsarbeit zu einer erträglichen Gesittungsstufe emporzuheben, uns und sich selber zum Nutzen. Aber wir wollen uns darüber klar sein: der letztangedeutete Zweck steht doch in zweiter Linie; was uns über die Meere hinausführt, ist an erster Stelle unser Bedürfnis, unser Vorteil. Wir wollen unserm Volke neue umfassende Unterhaltungsmittel schaffen, wollen es dadurch zugleich politisch stärken für die Kämpfe der Zukunft und ihm ein gesteigertes Selbstgefühl anerkennen, das noch allen herrschenden Nationen der Geschichte eigen war. Aber glücklich dürfen wir uns schätzen, daß uns vor den „Conquistadoren“ des sechzehnten Jahrhunderts die tiefere Einsicht auszeichnet, daß der wahre Vorteil des kolonisierenden Kulturvolkes immer Hand in Hand geht mit dem wahren Vorteil der zu zivilisierenden Bevölkerung: ich gebrauche absichtlich die Collectiva, da es ja oft vorkommen mag, daß das Interesse einzelner auf beiden Seiten bei solchem weitfichtigen Vorgehen leiden mag.

Den nächsten Einzelaufgaben der Gesellschaft aber darf man füglich nachfragen. Eine der ersten, dringlichsten ist bereits gelöst. Sie bestand in einem Nachtrag zu dem Londoner Abkommen, der das Küstenland mit in deutsche Verwaltung einbezog und damit den politischen Querriegel von unserer Kolonie wegschob. Es ist, wie die Zeitungen mit allem Anscheine des tatsächlichen Sachverhaltes berichten und wie wir trotz des noch ausstehenden förmlichen Abschlusses glauben dürfen, der diplomatischen Gewandtheit des Dr. Peters gelungen, von dem Sultan die verwaltungsrechtliche Abtretung des ganzen, an unser Gebiet anstoßenden Küstenstriches gegen eine jährliche Pauschsumme zunächst für einen Zeitraum von fünfzig Jahren zu erwirken. Beide Einschränkungen sind ohne besondres Gewicht: mag der Sultan immerhin dem Namen nach die Oberhoheit weiter ausüben und sich der möglichen Rückforderung nach fünfzig Jahren getrösten.

Wenn Deutschland seine Pflicht nicht ganz vernachlässigt, so ist nach fünfzig Jahren der dann herrschende Sultan durch die zwingendste Interessengemeinschaft, er mag persönlich wollen oder nicht, an uns gekettet und überdies das Küstenglied dem Körper unsrer Kolonie untrennbar angewachsen.

So sind denn die Hindernisse, deren es bei den verwickelten politischen Verhältnissen Ostafrikas und der bereits vorhandenen arabisch-islamitischen Halbkultur mehr gab und giebt, als in irgend einem andern unsrer Schutzgebiete, hinlänglich beiseite geräumt, um dem Kolonistenfleiß und der organisatorischen Kraft der Deutschen Luft und Spielraum zu gewähren. Auch in diesen Beziehungen sind die ersten Keime gleich nach der ersten Besitznahme ausgestreut worden. Fünfzehn zweckmäßig verteilte Stationen, freilich noch mäßigen Umfangs, blühen schon in dem fremden Lande auf, welche sich wirtschaftlich als erste Versuchsfelder, politisch als erste Ansätze staatlicher Ordnung darstellen. Fortan aber wird, wenn auch in administrativer wie wirtschaftlicher Beziehung ein allmähliches Vordringen von der Küste ins Binnenland von den Grundsätzen einer gesunden Kolonisationsmethode gefordert wird und bei der einigermaßen gleichmäßig verteilten Fruchtbarkeit der Kolonie auch möglich ist, jene doppelte Entwicklung in ein immer rascheres Tempo übergehen. Schon haben neugebildete deutsche Missionen beider christlichen Bekenntnisse ihre mühsame, aber auch dankbare Arbeit aufgenommen, schon warten eingedenk christlicher Liebespflichten deutsche Frauen, wenn auch zunächst nur in kleinen Krankenhäusern, der Pflege erkrankter Landsleute, schon sind viele Hände geschäftig, in weiten Pflanzungen tropische Nutzpflanzen, Tabak, Baumwolle, Kaffee u. s. w. für den Ausfuhrhandel zu ziehen. Sie arbeiten nicht im Auftrage der herrschenden Kolonialgesellschaft. Diese thut vielmehr recht daran, die eigentliche Nutzbarmachung durch Ackerbau der Privatunternehmung, und zwar vorläufig mit möglichstem Ausschluß einzelner Wirtschaftler in Form größerer Kapitalgesellschaften zu überlassen und sich auf die Durchführung der ebenso schwierigen als lohnenden Aufgabe zu beschränken, die in unsrer Geschichte zum ersten male einem Kreise von Privatleuten gestellt wird, nämlich gewissermaßen einen Staat im Staate zu bilden. Sie bereitet nur den Boden, schafft die allgemeinen politischen und wirtschaftlichen Vorbedingungen privaten Anbaues und ist zur Zeit beschäftigt, ihr Stationsnetz innerlich zu kräftigen und über andre günstig gelegene Punkte auszudehnen, einen ersten Hafen in Dar-es-Salam auszubauen, die nötigsten Straßen, womöglich auch eine erste Eisenbahn anzulegen und mit wissenschaftlicher Gründlichkeit ihr Gebiet auf die Art der Benutzungs- und Besiedlungsfähigkeit zu durchforschen. Auch kleine Trupps eingeborner Soldaten machen unter bewährter deutscher Leitung schon ihre täglichen Übungen. Ihre Ausgaben bestreitet die Gesellschaft vorerst aus den 2 $\frac{1}{2}$ Millionen, mit denen ausgerüstet sie in ihre neue Verfassungsform eintrat. Durch das jüngste Abkommen mit dem Sultan wird ihr, wie man hofft, ohne daß ich eine nähere Berechnung anstellen kann, ein

nicht unbedeutender Überschuß über die Verwaltungskosten und die festgesetzte Abfindungsrente aus den Einnahmen der Küstenzölle verbleiben, denen bisher alle Einfuhr innerafrikanischer Herkunft in sansibariisches Gebiet unterlag. Außerdem und vor allem werden ihr durch den allmählichen Verkauf ihrer unermesslichen Liegenschaften, die alles nicht von den Eingebornen in Benutzung genommene Land umfassen, sowie durch Umlage entsprechender Steuern, die bei Befestigung der Verhältnisse und beim Eintritt privatwirtschaftlicher Erträge zweckmäßig und berechtigt erscheinen, regelmäßige Einkünfte zuwachsen. Möglich auch, daß sie noch ein- oder mehrere male den Weg der Anleihe betritt, um sich über die großen Anfangsschwierigkeiten hinwegzuhelfen; wir wollen vorkommenden Falles hoffen, daß der Unternehmungsgeist unsers Volkes weder so kurzfristig, noch auch so unpatriotisch sein werde, zu versagen. Gegen das Reich als solches wird sich die Gesellschaft für die Übernahme internationalen Schutzes auch dadurch dankbar erweisen, daß sie im übrigen seine Kräfte und Mittel möglichst wenig in Anspruch nimmt. Auf dem Wunsch einer unterstützten Dampferlinie muß sie freilich beharren, und eine verständige nationalgesinnte Reichsvertretung wird sie ebensowenig verweigern wie die Reichsregierung, die ihr grundsätzliches Einverständnis schon bei früherem Anlaß kundgegeben hat.

Mit diesen nur auf Anregung zu weiterem Studium*) berechneten Andeutungen sei es genug. Die Gesellschaft dürfte jetzt wohl in der Lage sein, von dem Publikum nicht bloß Vertrauen zu erbitten, sondern mit dem Hinweis auf das in so kurzer Zeit geleistete zu erwarten. Freilich die unbelehrbare und unbefehrbare Fortschrittspresse wird sie nicht umstimmen. Aber deren Angriffe, die bereits erfolgten und, wie man prophezeien darf, alle künftigen, sind so sadenscheiniger Art, daß sie nur die Blöße des Angreifers enthüllen. Man nenne doch nur eine einzige ihrer Ausstellungen gegen das Land, die sich als bedrohlich für den Beginn seines Anbaues ausgewiesen hätte, oder eine Einwendung gegen das Vorgehen der Gesellschaft, die gewichtig und stichhaltig gewesen wäre. Da heißt es oft: die Herren machen zuviel „Reklame“; wahr ist im Grunde daran nur: sie machten viel von sich reden, mehr als die verwandten kolonialen Körperschaften. Allein das erklärt sich zur Genüge aus der harten Notwendigkeit, in weiten Kreisen die nötigen Geldmittel aufzutreiben, ferner aus den immer geräuschvollen politischen Schwierigkeiten, die sich aus den besondern

*) Als Hilfsmittel nenne ich außer der oben angeführten Schrift des Ministerialpräsidenten Grimm nur: 1. Wagner, Deutsch-Ostafrika, Geschichte der Gesellschaft; 2. Peters, Deutsch-National, kolonialpolitische Aufsätze; 3. die preisgekrönte Abhandlung von Merensky, Wie erzieht man den Neger am besten zur Plantagenarbeit? und vor allem 4. die drei Jahrgänge der kolonialpolitischen Korrespondenz, des Organs der zu der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft in nächsten Beziehungen stehenden Gesellschaft für deutsche Kolonisation. Der Verfasser dieses Aufsatzes hat in einer ausführlicheren Skizze, die in der Wissenschaftl. Beilage der Leipziger Zeitung vom 7. Mai 1887 abgedruckt ist, alle einschlägigen Punkte übersichtlich behandelt.

Verhältnissen gerade Ostafrikas ergaben, und nicht zum wenigsten auch aus den unausgesetzten Verdächtigungen eben dieser klagenden Presse. Doch es sei! Der Eifer der jugendlichen Führer schäumte hoch auf und mitunter wohl auch über. Aber hatte denn die neue Idee nicht thatsächlich etwas Veraussehendes für einen thatenmutigen und patriotischen Sinn? Und wissen die kühlen, klugen Gegner nicht aus jedem großen Blatt der Geschichte, daß nur die volle, thatkräftige Hingabe an eine Idee Bedeutendes wirkt? Den Überschuß von Begeisterung über das Maß ihrer Rechtfertigung, das in der Sache liegt, berichtigt schon die rauhe Welt mit ihren Gegenbestrebungen, die einer großen Bewegung noch nie erspart wurden. Aber häßlich ist es, wenn jene Gegner nicht Farbe bekennen, ja sich noch mit einer gewissen Entrüstung aufspielen, wo ihnen ihre grundsätzliche Gegnerschaft entgegengehalten wird. Haben sie sich etwa nicht die redlichste Mühe gegeben, diese neuen Bestrebungen immer wieder durch kalte Wasserstrahlen zu dämpfen und das schiefe Urtheil des neidischen Auslandes über das Urtheil ihrer kundigen Volksgenossen zu erheben? Oder eine noch bessere Probe: haben sie sich jemals über die erstaunlichen Erfolge unsrer jungen Kolonialpolitik aufrichtig gefreut? Sie verweisen dann wohl auf ihre übrigens zögernd genug gegebenen Geldbewilligungen im Reichstage und klammern sich an den Wortlaut des bekannten Programms, in dem Bismarck seine Stellung zu der Kolonialfrage kundgab. Aber der dort ausgesprochene Grundsatz, daß der Staat in maßvoller Weise anerkannten kolonialen Unternehmungen mit seinem Schutze folgen werde, muß doch nach seinem Sinn auch auf eine gewisse innere Förderung ausdehnbar sein. Soll der bloße Wortlaut jener Erklärung für immer streng maßgebend bleiben, dann ist es vielleicht besser, noch jetzt von der ganzen Kolonialpolitik die Hand zu lassen.



Brot- und Fleischtaxe.



§ gehört zu den selbstverständlichen Glaubenssätzen der Manchestermänner, daß die Preise der Lebensmittel sich durch den Wettbewerb in völlig sachgemäßer Weise regeln, daß also ein Eingreifen der Staatsgewalt durchaus überflüssig und unberechtigt sei.

Was von der Wahrheit dieser Behauptung zu halten ist, zeigen die vielfachen Klagen der Bevölkerung über die Ausbeutung durch Bäcker und Fleischer und das Verlangen nach Wiedereinführung der früheren Brot- und Fleischtaxen. Und wie wohlbegründet diese Klagen sind, ergeben unter anderm